



Der Christenbote

♦ ♦ ♦ Monatsblatt ♦ ♦ ♦

für die deutschen evangelischen Gemeinden in Santa Catharina
und in Mittelbrasilien.

Herausgegeben von der Evangelischen Pastoral Konferenz von Santa Catharina und der Synode Mittelbrasilien.

Bestellungen auf den Christenboten nehmen entgegen
die Pfarrämter in Badenfurt, São Bento, Blumenau,
Brusque, Florianópolis, Hammonia, Itoupava, Pom-
merode, Cherehopolis, Santa Theresza, Gimbo in Santa

Catharina; Itapa in Paraná, Santos, São Paulo, Rio
Claro, Campinas in São Paulo; Juiz de Fora in Minas
Geraes; California, Leopoldina in Espírito Santo;
Rio de Janeiro, Petropolis in Rio de Janeiro. o o

Der Christenbote erscheint Anfang jedes Monats und
kostet in Santa Catharina 1\$ 000, in Mittel-Brasilien
1\$ 500. Der Bezugspreis ist an die betreffenden
Pfarrämter zu entrichten. o o o o o o o o

6. Jahrgang.

Blumenau, im September 1913.

Nr. 9.

Gott schauen.

Matthäus 5, 8: Selig sind, die reines Herzens
sind, denn sie werden Gott schauen.

Wer ist unter uns Menschenkindern, der sagen könnte: Ich
bin reines Herzens. Die Seele, die wir Gott gab, einst kann
ich sie ihm zurückgeben in hehrer Schöne. Ich habe sie nicht ver-
dorben, nein, ich habe sie zur vollen Entfaltung gebracht.

Ach, da könnte keiner aufstehen. Und würde es jemand
wagen, wir glaubten ihm nicht. Für jeden, ob früher oder
später, kommt die Zeit, wo es sichtbar wird. Es ist unser
Verhängnis, wir müssen alle schuldig werden. Viele Narben
und Runzeln trägt die Seele, manchen Kampfes Zeichen, manchen
Unterliegens Spur.

Doch einer wußte sich frei von Schuld, und der hat das
Wort gesprochen: Selig sind die reines Herzens sind, denn sie
werden Gott schauen. — Wie mag es ausgesehen haben in
seiner Seele! Wir können uns ja keine Vorstellung machen von
den lichten, klaren, starken Empfindungen, die Gottes Nähe in
diesem Erdenbürger, unserm Bruder und Herrn, aufgelöst hat.
Doch eine Ahnung mögen wir haben, wenn wir bedenken, was
das heißt: selig sind sie: Worte, die uns zumeist matt und blaß
erscheinen. Und eine Ahnung mag uns überkommen, wenn wir
an unser Leben denken.

Auch wir „schauen“ Gott, bald klarer und schärfer, bald
matter und trüber. Je besser wir sind, desto schärfer wird das
Bild. Und je schärfer das Bild, desto freier und froher, desto
„seliger“ sind wir, desto glücklicher. Und je glücklicher, desto
besser werden wir zu sein wünschen. Vom Guten in uns zu
Gottes Bild und durch Gottes Bild zur „Seligkeit“ und zum
Erstarken im Kampf um das Gute.

Aber wie bleibt doch das Gute in uns nur Stückwerk
hinieden; wie bleibt darum auch Gottes Bild so trübe, will es
uns auch manchmal hell und klar erscheinen! Was ist diese
Klarheit gegen die Klarheit, welche wir einst schauen sollen,
wenn wir ihn sehen werden, wie er ist?! O, daß wir es alle
erlebten! Amen. —

Aus unseren Gemeinden und für unsere Gemeinden.

S. Paulo. Die deutsch-evangelische Gemeinde und die
„Frauenhilfe“ haben sich gemeinsam an die „Frauenhilfe fürs
Ausland“ mit der Bitte um eine Schwester gewandt. Es ist
erfreulich, daß die Möglichkeit dazu noch vor dem einjährigen
Bestehen des Frauenvereins gegeben war. Die Schwester soll
im „Heim“, das sich jetzt neben dem Pfarrhause (Rua Visconde
do Rio Branco 8) befindet, Wohnung erhalten. In der Ge-
meindepflege wäre mit der Einstellung einer geschulten Kraft
ein wesentlicher Fortschritt gemacht. Und solch eine Hilfe wird

sich mit der Zeit noch als immer nötiger erweisen. Denn
aus dem „Heim“ beginnt bereits ein Altersheim herauszuwachsen.
In einem Häuschen im Garten, das eigens zu diesem Zweck er-
baut wurde, wohnt nämlich seit dem 1. August ein altes 80jäh-
riges Mütterchen, das nun den Weg zu ihrer „lieben Kirche“ zu
ihrer Freude sehr nahe hat. Pflanzen, die so wie von selbst
emporsprießen, pflegen gewöhnlich gut zu gedeihen. Für all die
neuen Aufgaben, die aus den Ansätzen jedenfalls bald heran-
wachsen, hoffen wir in der Schwester eine tatkräftige Mitarbei-
terin zu gewinnen.

João Pinheiro (Wilmas Geraes). Am 13. Juni wurde
hier in unserer nun fast 5 Jahre bestehenden Kolonie eine Deutsch-
Evangelische Gemeinde endgültig begründet; in der an den Gottes-
dienst sich anschließenden Versammlung trugen sich einige 20 Fa-
milienbäter als Mitglieder ein, andere werden, so hoffen wir,
nachfolgen. Geplant ist der Bau eines schlichten Gotteshauses,
es liegen schon verschiedene Gaben bereit, vor allem ein reiches
Geschenk des Gustav Adolf-Vereins; aus verschiedenen Gründen
muß der Bau noch auf einige Monate hinausgeschoben werden.
Vorstand der Kirchengemeinde ist Herr Oswald Paruder; die
Gemeinde schließt sich vorläufig an die freilich 430 Kilometer
entfernte Gemeinde Juiz de Fora an und wird von dem dortigen
Geistlichen mitbedient. Am gleichen Tage wurde in João
Pinheiro auch der Grundstein zur Deutschen Schule gelegt. Nach
langen Mühen ist der Schulverein soweit gekommen, den Bau
wenigstens beginnen zu können; hoffentlich können wir in nicht
allzulanger Zeit auch die Einweihung feiern. Die Weiherede
bei der Grundsteinlegung hielt Herr Gustav Schellenberg. Wir
wünschen von ganzem Herzen, daß beide, Kirche und Schule, ihre
Aufgabe, den evangelischen Glauben und deutsche Art und Bil-
dung bewahren zu helfen, voll und ganz erfüllen möchten.

Florianópolis. Herr Pfarrer von Gehlen ist vom Eban-
gelischen Ober-Kirchenrat in Berlin zum Oberpfarrer in Neudamm,
Diözese Küstrin, Provinz Brandenburg, bestimmt worden. Am
10. August hat Pfarrer von Gehlen mit Familie die Heimreise
auf der „Anna“ angetreten.

Brusque. Am 10. und 17. August feierte P. Hobus
zusammen mit seinem Vorgänger im Amte P. em. Lange in
Itajahy und Brusque Missionsfeste, wobei zusammen 206\$500
für die Heidenmission gesammelt wurden, die an die Berliner
Missionsgesellschaft geschickt worden sind.

Am 2. März weihte P. Hobus-Brusque am Ceder den
Neubau der dortigen evangelischen Schule ein, der auch als Ge-
meinethaus für den evangelischen Kirchensprengel dienen soll. Der
Evangelische Ober-Kirchenrat in Berlin hat für dieses Haus ein
kleines Harmonium gestiftet. Die Kosten des Baues wurden
durch Spenden des Evangelischen Ober-Kirchenrates und Gustav-
Adolf-Vereins, sowie durch die Opferwilligkeit der etwa 80 Mit-
glieder zählenden Schulgemeinde, die etwa 300\$000 anbrachte,
sogleich gedeckt.

Zum 15. Juni, dem Regierungsjubiläum des deutschen Kaisers.

Fortsetzung.

„Ich und Meine Armee — Wir gehören zusammen“.

Nur wenige Tage sind seit jener Reiseprüfung in Kassel vergangen, da schlägt für den Prinzen Wilhelm eine neue, bedeutende Stunde: die Stunde der Dienststellung in die Armee am 9. Februar 1877. Wohl war der jugendliche Prinz der Tradition des Hohenzollernhauses gemäß bereits an seinem 10. Geburtstag als Sekondelieutenant bei der Leibkompanie des Ersten Garde-Regiments zu Fuß eingestellt und am 2. Mai, dem Gedenktage von Großgörschen, auf dem welthistorischen Lustgarten in Potsdam dem Regimente feierlich zugeteilt worden; jetzt aber sollte der Frontdienst beginnen.

Der Kaiser, welcher leidend war, mußte es sich versagen, dem Regimente persönlich seinen Enkel zuzuführen, aber in seinem Berliner Palais versammelte er die sämtlichen Vorgesetzten des Prinzen und übergab ihnen den jüngsten Offizier mit jener bewundernswürdigen Rede, die er mit den Worten schloß: „Die Zeichen, die Ich auf Meiner Brust trage, sind der öffentliche Dank Meiner unaussprechlichen Dankbarkeit und Meiner nie endenden Anerkennung für die Hingebung, mit welcher die Armee Sieg auf Sieg errufen hat. Deine Jugend ist in diese Zeit gefallen, und Du hast in Deinem Vater ein ehrendes Vorbild der Kriegs- und Schlachtenleitung. Es werden Dir aber in den Dienstverhältnissen, in welche Du eintrittst, manche dem Anschein nach unbedeutende Dinge entgegentreten, die Dir vielleicht auffallen können; aber Du wirst auch lernen, daß im Dienste nichts klein ist, und daß jeder Stein, der zum Aufbau einer Armee gehört, richtig geformt sein muß, wenn der Bau gelingen und fest sein soll! Nun gehe hin und tue Deine Pflicht, wie sie Dir gelehrt werden wird! Gott mit Dir!“

Welchen Widerhall mochten wohl diese so schlichten und so großen Worte im Herzen des jungen Prinzen finden! Sie sagten ja alles: „Tue Deine Pflicht!“ — das ist Soldatenberuf. „Gott mit Dir!“ — das ist Soldatenkraft.

Und er tat seine Pflicht, und Gott war mit ihm. Ein Mann, der die verschiedensten Waffengattungen sowie die Truppenführung aus der Praxis kennen. Hier nun zeigte sich die ganze Gewissenhaftigkeit und Weisheit und Beutseligkeit des alten Kaisers, in der Art, wie er die militärische Ausbildung seines Enkels leitete und mit dem wärmsten Interesse verfolgte. Zehn Jahre nur umspannt diese seine militärische Laufbahn, aber welch eine Mannigfaltigkeit der Stellungen und Aufgaben! Jetzt Kompaniechef im Ersten Garde-Regiment zu Fuß, bald darauf schneidiger Reiteroffizier bei den Husaren und dann Führer einer reitenden Abteilung der Artillerie. Jetzt im Stabe des Generals von Blumenthal und dann in dem des Feldmarschalls Moltke; bald Regiments-Kommandeur und bald darauf Brigade-Kommandeur und dann, in rascher, tragischer Folge, am 15. Juni 1888 oberster Kriegsherr. Unvergessen sind die goldenen Worte seines ersten Armeebefehls: „Wir gehören zusammen — Ich und die Armee — wir sind für einander geboren, und so wollen wir unauslöschlich zusammenhalten, möge nach Gottes Willen Friede oder Sturm sein.“

Er hat dies Wort nicht zurückgenommen, hat es vielmehr in dem Vierteljahrhundert seiner Regierung voll und ganz bestätigt. Ein Friedenskaiser, so sagten wir, aber durchdrungen von der alten Weisheit: „Willst du den Frieden, so rüste den Krieg“, unerschütterlich in der Ueberzeugung, daß die erste Bedingung zur Erhaltung des Friedens heißt: das Heer stark und tüchtig, das Reichsschwert scharf und wuchtig zu erhalten.

Dem Vorbilde seiner großen Ahnen folgend, hat er sich nicht damit begnügt, das deutsche Heer auf seiner gegenwärtigen Höhe zu erhalten, sondern er hat seine ganze, energiegeladene Kraft darauf gesetzt, die Heeresstärke noch immer mehr zu erhöhen, alle Erfindungen der Neuzeit für die Armee zu verwerten, ihre Wehrkraft nach innen weiter auszubilden, vor allem aber den echten, rechten Soldatengeist ihr zu erhalten und immer neu zu beleben.

Unser Heer darf wahrlich stolz darauf sein, daß es einen solchen obersten Kriegsherrn hat, der ein scharfes Auge hat für die Bedeutung der Armee, eine tatkräftige Hand für ihre Durchbildung und ein begeistertes Herz für ihre Größe.

Wöchte das Kaiserwort: „Ich und Meine Armee — wir gehören zusammen“ allzeit in unserem Heere das Echo finden:

Dem Kaiser treu bis in den Tod!

Wir schwören es mit freud'gem Mute,

In Friedenszeit, in Kriegesnot

Treu bis zum letzten Tropfen Blute —

und so das Wort des großen Friedrich weiter Geltung behalten: „Die Welt ruht nicht sicherer auf dem Atlas als Preußen auf einer solchen Armee.“

„Mein Haus — meine Burg“.

Ein anderes sonniges Bild. 27. Januar ist's des Jahres 1881. Hell läuten die Sonntagsglocken, aber am hellsten die Glocken der Berliner Schlosskirche. Zur ehrwürdigen, erinnerungsreichen Kapelle bewegt sich ein festlicher Brautzug — die Patriarchengestalt des greisen Kaisers und seine erlauchte Gemahlin, die Kaiserin Augusta, die Kronprinzlichen Herrschaften, die Prinzen und Prinzessinnen, zahlreiche Festgäste befreundeter Fürstenhäuser, die Würdenträger des Reiches, die Vertreter des Volkes — und ihnen allen voran ein jugendliches, strahlendes Brautpaar: der Bräutigam, wir kennen ihn, es ist der Prinz Wilhelm, und die Braut, die diamantenglänzende Prinzessinnenkrone auf dem Haupt und den mit Myrthen und Orangenblüten geschmückten Spitzenschleier herabwollend über die Schultern, ein Bild, das mit seinem unendlichen Liebreiz jedes Auge fesselt und jedes Herz entzückt — es ist die Prinzessin Auguste Victoria zu Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg. Welch ein Glück verklärt ihrer beider Züge! Man sieht ihnen an: hier war nicht die kühle Politik, nicht die kluge Berechnung, sondern warme Herzensliebe die Brautwerberin. „Jesus, geh voran auf der Lebensbahn“ so singt und betet die feierliche Versammlung. „Nun aber bleibe Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei, aber die Liebe ist die größte unter ihnen“ — so lautet das Wethwort der heiligen Handlung. Als jetzt der erste Augenblick gekommen, da die Ringe gewechselt und der Segen über das fürstliche Paar gesprochen wurde, da erdröhte draußen der Donner der Geschütze und alle Herzen erfüllte die sieghafte Gewissheit: jetzt ersteht ein Haus, das ein Heim tiefen Glückes, eine Stätte reichen Segens, eine feste Burg christlichen Glaubens und kerndeutschen Geistes, einen Leuchtturm für unser gesamtes Volk bedeuten wird.

Der Myrthenkranz des 27. Februar 1881 hat sich bereits gewandelt zum Silberkranz. Und was schließt die Hauschronik dieser drei Jahrzehnte ein! Alle jenen teuren Gestalten, die damals das Paar zum Traualtar geleiteten, sind im Laufe der Jahre heimgegangen. Zwei Generationen haben Abschied genommen. Das sind die großen Kreuze an diesem Stück Lebensweg, und wie viele kleinere stehen daneben, zum Teil für fremde Augen verborgen. „Die Wege der Könige“ — so hat ein königlicher Mund gesprochen — „sind dornenvoll und tränenreich.“

Aber Leid und Last dieser Jahre wird doch weit überwogen von Freude und Glück! Sind zwei Generationen ins Grab gesunken, zwei neue Generationen sind aufgeblüht. Neben den stillen Kreuzen am Wegesbaum stehen sieben Denksteine mit der goldenen Inschrift „Glück und Segen“ — ich meine die sieben Kinder unseres Kaiserpaares, alle gutgeartet, wohlherzogen, zu schönen Hoffnungen berechtigend; welch einen Reichtum bedeuten sie doch fürs Elternherz. Drei der Kaiserstöhne haben bereits wieder den Trauring gewechselt; das jugendliche Kronprinzenpaar hat vier prächtige Prinzen und dem Prinzen August Wilhelm ist jüngst unter den Weihnachtsglocken ein Sohn besichert worden — wie viel Sonnenschein fürs Kaiserhaus diese fünf Enkelstöhne! Und neben diesen besonderen Denksteinen wie viele Erdentafeln stillverborgenen Glückes. So hat es sich in Freud und Leid, in Höhestunden und Alltäglichkeit bewährt:

„Mein Haus — meine Burg“.

„Meine Kräfte gehören dem Vaterlande.“

Ein stilles Sterbezimmer ist's, das wir jetzt betreten. Nicht das schlichte Gemach jenes historischen Palais Unter den Linden, wo der greise Kaiser, getragen von der tiefbankbaren Liebe seines Volkes, umringt von den Gebeten all seiner Getreuen am 9. März 1888 die Augen schloß, um auf der einstigen Siegesstraße zu Grabe geleitet und neben seinen unvergeßlichen Eltern gebettet zu werden. Ein anderes Gemach ist wenige Wochen darauf wiederum zum Sterbezimmer geworden, drüben im neuen Palais vor Potsdams Toren, und der seinen letzten Kampf kämpft, ist Kaiser Friedrich, der ritterliche Held, groß und edel

in seinem echt deutschen Wesen, groß und ruhmvoll in seinem Dulden und Leiden; nun ist er erlöst, und wie Morgenglanz der Ewigkeit liegt auf seinen stillen Zügen: „Selig ist der Mann, der die Anfechtung erduldet.“ Kronprinz Wilhelm, noch nicht dreißig Jahre alt, bestieg den zum zweiten Male verwaisten Thron seiner Väter als Kaiser Wilhelm II.

Was ging an jenem 15. Juni 1888 durchs Herz des deutschen Volkes, durch die Seele der ganzen zivilisierten Welt! Wird das junge Reich solchen Erschütterungen gewachsen sein? Wie wird der jugendliche Hohenzollernkaiser Szepter und Schwert führen? So fragte man in atemloser Spannung.

Und was ging durch die Seele des Kaisers selbst, als er dem Sarge seines Vaters folgte zur Friedenskirche in Sanssouci? Er hat es ausgesprochen in seinem ersten Erlass „An Mein Volk“. „Auf den Thron meiner Väter berufen, habe ich die Regierung im Aufblicke zu dem König aller Könige übernommen und Gott gelobt, nach dem Beispiele meiner Väter Meinem Volke ein gerechter und milder Fürst zu sein, Frömmigkeit und Gottesfurcht zu pflegen, den Frieden zu schützen, die Wohlfahrt des Landes zu fördern, den Armen und Bedrängten ein Helfer, dem Rechte ein treuer Wächter zu sein.“

Der Eindruck solcher Kaiserworte war ein machtvoller, tiefer. Das war die alte Hohenzollernsprache, klar und wahr, schlicht und markig; das war die Sprache des Herzens zum Herzen, ein offenes mannhaftes, mutiges Kaiserprogramm. Man wußte, was der Kaiser wollte, man ahnte, was dieser Kaiser war. Mit Recht konnte der große Historiker Heinrich von Treitschke schreiben: „Mit hoffendem Vertrauen wendet die Nation ihre Augen auf ihren jungen kaiserlichen Herrn. Alles, was er bisher zu seinem Volke sprach, atmet Kraft, Frömmigkeit und Gerechtigkeit. Wir wissen jetzt, daß der gute Geist der Wilhelm'schen Zeiten dem Reiche unverloren bleibt, und schon in diesen ersten Trauertagen erleben wir eine große Stunde deutscher Geschichte.“

Nun sind fünfundzwanzig Jahre vergangen. Heute können wir beurteilen, ob jenes Gelöbniß nur Worte geblieben oder ob es zur Tat und Wahrheit geworden. Ich denke, wer ein unbeflecktes Auge und ein vorurteilsfreies Herz besitzt, muß bekennen: Unser Kaiser hat gehalten, was er versprochen, erfüllt, was er gelobt. Wie er „im Aufblicke zu dem König aller Könige die Regierung übernommen“, so hat er sie allezeit geführt. Durchdrungen von der „fürchtbaren Verantwortlichkeit vor dem Schöpfer allein, von der kein Mensch, kein Minister, kein Abgeordneterhaus, kein Volk den Fürsten entbinden kann“, hat er sein Herrscheramt verwaltet. Freudig und zielbewußt hat er seine begeisterte Seele und seinen kraftvollen Willen eingesetzt, um sein Volk vorwärts zu führen auf der Bahn, auf die es seine großen Vorfahren gebracht haben. Er hat, wie wir bereits ausführten, seinem Volke den Frieden erhalten, ohne der Würde des Reiches etwas zu vergeben, und hat die Wehrkraft der Nation bedeutsam gestärkt. Er hat — wie wir in den beiden nächsten Bildern sehen werden — dem Reiche eine starke Flotte geschaffen und hat in unbeirrter, unermüdlicher Fortführung der Sozialreformen die materielle und moralische Lage der sogenannten arbeitenden Klassen zu heben gesucht. Unter der Regierung Kaiser Wilhelms II. hat sich ein Aufschwung von Handel und Industrie, ein wirtschaftlicher Fortschritt unseres Volkes vollzogen, wie er wohl beispiellos in der Geschichte da steht. In der äußeren Politik hat unser Kaiser seinem Volke den Platz auf der Weltbühne, den es nach hartem Ringen erlangt hat, nicht nur gewahrt, er hat die Welt immer mehr daran gewöhnt, mit der deutschen Nation als einem gewichtigen Faktor zu rechnen. Durch seine ganze vorbildliche Persönlichkeit hat er in unser Volksleben hingeingeleuchtet und auf die Bildung seiner Ideale eingewirkt. Mit freudigem, stolzen Dank dürfen, ja müssen wir bekennen: unser Kaiser war und ist seinem Volke „ein treuer Wächter, ein sicherer Führer, ein gerechter Fürst.“

„Der Dreizack gehört in unsere Faust“.

Hell und warm scheint die Junisonne auf den Kieler Hafen. Welch farbenprächtiges Bild beleuchtet sie daselbst! Eine internationale Flotte, wie die Wogen der Nordsee sie noch nicht gesehen; schöne stolze Schiffe, von allen Marinen Europas, ja selbst von jenseits des Ozeans. Und inmitten all der ragenden Masten wie stolz und frei weht die deutsche Kriegsflagge auf Panzerkreuzern und Linien Schiffen, auf Kanonenbooten und Schul Schiffen, und nicht weit davon die Kolosse der deutschen Handelsflotte, gewaltige Dampfer des Norddeutschen Lloyd, der Hamburg-Amerika-Linie und anderer Schiffsahrtsgesellschaften. Wahr-

lich ein begeisternder Anblick! Jetzt naht die „Hohenzollern“; hoch auf der Kommandobrücke steht in Admiralsuniform der Kaiser, und während er die Reihen der Schiffe durchfährt, donnern die Geschütze und erschallen tausendstimmige Hochrufe. Was gilt's? Es gilt die Vollendung jenes hochbedeutenden Werkes, zu welchem einst der Große Kaiser den Grundstein gelegt, die Eröffnung des Nord-Ostsee-Kanals. Da zeigte sich den flammenden Blicken der Welt des deutschen Kaisers bedeutsamstes Werk: die deutsche Flotte.

Gewiß, mag auf fast allen Gebieten des öffentlichen Lebens der Einfluß des Kaisers spürbar sein, sicherlich hat auf seinem Gebiete sein klarer, vorausschauender Blick, seine zielbewußte Energie, sein reiches Wissen, sein schöner Enthusiasmus so anregend und fördernd gewirkt wie auf dem Gebiete des deutschen Seewesens.

Eine deutsche Flotte — das war ja bisher nur ein schöner Traum. Seine Verwirklichung war gehindert worden durch die Kleinstaaterei. Nun war das deutsche Reich neu geeint, nun trat der Wunsch nach einer starken Wehrkraft zur See zwingend auf den Plan. Freilich zunächst blieb es nur bei bescheidenen Anfängen. Kaiser Wilhelms I. Lebenswerk war nun mal die Neugestaltung der Landarmee.

Da trat Kaiser Wilhelm II. mit dem ganzen Feuereifer seiner wuchtigen Persönlichkeit in die Bücke. Wie Fanfarenton erklangen seine Rufe: „Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser“. „Bitter not ist uns eine deutsche Flotte“. „Der Dreizack gehört in unsere Faust“. „Ich werd nicht eher rasten, bis ich meine Marine auf dieselbe Höhe gebracht habe, auf der sich die Armee befindet“.

Und er rastete und ruhte nicht. Mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln, mit Wort, mit Feder, mit Tabellen, mit Zeichnungen, mit Modellen warb er für dies sein Lebensziel. Auf seine persönliche Anregung hin wurde das Programm zum Ausbau der Flotte entworfen; unter seiner persönlichen Anteilnahme wurden die Zeichnungen für die neuen Schiffe angefertigt; fast bei keiner Schiffstaufe, bei keinem Flottenmanöver fehlte er; bei jeder Marinerekrutenvereidigung war er gegenwärtig; zäh und unbeirrt verfolgte er seinen Plan, und wahrhaft unermüdlich sann er auf Mittel und Wege, um Offiziercorps und Mannschaften auf die denkbar höchste Höhe zu bringen.

Und wie der Kriegsstotte, so wandte er auch der Handelsflotte sein regstes Interesse zu; die Werften von Stettin und Danzig, die Bürger von Hamburg und Bremen wissen davon zu erzählen.

Unser Volk aber hat darin seinen Kaiser mehr und mehr verstanden. Zögernd zunächst, dann immer verständnisvoller ist es ihm gefolgt und heute in dankbarem Stolz und opferfreudiger Begeisterung spricht es das Kaiserwort nach: „Ja, der Dreizack gehört in unsere Faust!“

Wenn heute aber die Reichsgewalt mehr und mehr zur Seegewalt geworden, wenn wir eine Kriegsstotte besitzen, die stark und stolz unsere Kolonie und unsern Handel schützt, und eine Friedensflotte haben, die groß und geachtet unseren Welt-handel trägt, wenn heute die deutsche Flagge frank und frei auf den Weltmeeren weht und dem deutschen Namen bis in die fernsten Erdteile Achtung verschafft — es ist ein ganz ursprüngliches Verdienst unseres Kaisers, er hat sich damit ein besonderes Ehrenzeichen in seinem Volke gesetzt, und noch die kommenden Geschlechter werden es ihm danken, daß er sein Volk „ans Meer geführt und auf der See geskult hat.“

„Das Wohl der Arbeiter liegt Mir am Herzen“.

Es war in den Novembertagen des Jahres 1888. Zum ersten Male weilte der Monarch als Kaiser in Schlesiens Hauptstadt. Gar mancherlei Festlichkeiten waren geplant mit denen Stadt und Provinz des Kaisers Anwesenheit zu feiern gedachten, doch wurden sie alle mit Rücksicht auf die zwiefache Landesstraue abgelehnt; nur eine einzige nahm der Kaiser an: den Fackelzug der Arbeiter. Da zogen sie am Schloß vorüber die Bataillone von 12 000 Arbeitern, in ihren schwierigen Händen die lodern den Fackeln, und aus ihren rauhen Kehlen kam der tausendstimmige Ruf: Heil, Kaiser, Dir! Der Kaiser war tief ergriffen; diese Huldigung bedeutete für ihn ein ernstes Erlebnis; in diesen Fackeln sah er etwas glühen von königstreuer Gesinnung, aus diesen Arbeiterstimmen vernahm er etwas von Liebe zu Fürst und Vaterland, es war ihm wie eine Weissagung auf bessere, friedliche Zeiten.

Tags darauf empfing der Kaiser die Abordnung der Arbeiter und sagte zu ihnen: „Ich danke Ihnen für die Huldigung,

die Sie Mir gestern durch Ihren glänzenden Fackelzug dargebracht und für die Gefühle der Treue für Mich und Mein Haus, welchen Sie soeben Ausdruck gegeben haben. Doppelt hat es Mich gefreut, daß bei ihrer Huldigung Arbeiter beider Konfessionen sich in gleicher Einmütigkeit beteiligt haben. Das Wohl der Arbeiter liegt mir am Herzen . . ."

Es war wohl das schönste Friedenswerk Kaiser Wilhelm I. jene Botschaft vom 17. November 1881, mit welcher der greise Kaiser das große Segenswerk der Arbeiterfürsorge einleitete. Als ein besonders teures Erbe hat dies der Kaiserliche Enkel übernommen und weitergeführt. Gleich in seiner ersten Thronrede hat er dem so klaren, bestimmten Ausdruck gegeben: „Als ein teures Vermächtnis Meines in Gott ruhenden Herrn Großvaters habe Ich die Aufgabe übernommen, die von ihm begonnene sozialpolitische Gesetzgebung fortzuführen. Ich gebe Mich nicht der Hoffnung hin, daß durch gesetzgeberische Maßnahmen die Not der Zeit und das menschliche Elend sich aus der Welt schaffen lassen, aber Ich erachte es doch für eine Aufgabe der Staatsgewalt, auf die Binderung vorhandener wirtschaftlicher Bedrängnisse nach Kräften hinzuwirken und durch organische Einrichtungen die Betätigung der auf dem Boden des Christentums erwachsenen Nächstenliebe als eine Pflicht der staatlichen Gesamtheit zur Anerkennung zu bringen.“

Sagt, ist dies „Hohelied landesväterlicher Fürsorge“ nur Worte geblieben? Nein, der Kaiser hat es umgesetzt in die Praxis. Welch eine Fülle sozialer Gesetze in den 25 Jahren seiner Regierung! Arbeiterversicherung, Arbeiterschutz, Arbeitsregelung und wie vieles noch! Das soziale Königtum hat seine weltgeschichtliche Aufgabe immer tiefer gefaßt und immer völliger gelöst.

Und zwar nicht nur auf dem Wege sozialpolitischer Gesetzgebung. Wo immer für das Wohl der arbeitenden Bevölkerung gesorgt wird, ob von Seiten der Kirche oder der Vereine, der Arbeitgeber oder der Menschenfreunde — immer zeigt der Kaiser ein warmes Herz und eine helfende Hand. Gesunde Arbeiterwohnungen, gute Volksbibliotheken, erfrischende Erholungsheime, volkstümliche Theater- und Konzertveranstaltungen — das alles findet sein reges Interesse, seine fördernde Teilnahme.

Und zwar nicht nur im allgemeinen, ganz persönlich liegt das Wohl der Arbeiter auf seinem Herzen. Als jüngst in die Jubelfeier der Krupp'schen Firma die Schreckenskunde drang, daß in dem nahen Bochum eine Schar von Arbeitern verunglückt, da eilte der Kaiser von der festlichen Stätte hin zur Unglücksstätte, und aus seinem mitleidenden Herzen kamen die Worte: „Es ist von dem Armeekorps der Kohle, das im Kampf mit der Erde steht, von Gefahren und Wettern umgeben, eine tapfere Schar wieder von bösen Wettern dahingerafft. Wir gedenken ihrer in Dankbarkeit; sie sind auf dem Felde der Ehre gefallen und werden dem Herzen der Provinz, der sie entstammen und in der sie arbeiteten, unvergessen bleiben.“ Darum, wenn heute der soziale Sinn immer mehr erwacht, das soziale Verantwortlichkeitsgefühl sich immer mehr durchsetzt und wenn Deutschland mit seiner Arbeiterfürsorge vielfach den anderen Staaten zum Muster dient — der Dank dafür gebührt in erster Linie Kaiser Wilhelm I. und Kaiser Wilhelm II., die es in Wort und Tat bezeugt: „Das Wohl der Arbeiter liegt auf unserem Herzen!“

Schluß folgt.

Von den morgenländischen Christen.

Die Greuel, die nach verschiedenen Berichten die Balkanvölker im letzten Kriege untereinander und gegen die Türken verübt haben, drängen gewiß manchem Leser die Frage auf die Lippen: und diese Völker wollen Christen sein? Nun soll hier nicht untersucht werden, inwieweit jene Berichte wahr sind, und ob die Bulgaren oder Serben oder Griechen die größere Schuld trifft (die Montenegriner gehören zum serbischen Volksstamm), sondern wir wollen uns ein flüchtiges Bild von Christentum und Kirche dieser Völker verschaffen.

Wie das Christentum im Morgenland entstanden ist, so hatte es in den ersten Jahrhunderten dort mehr Bekenner als im Abendland, und wie Wissenschaft und Bildung in der östlichen Hälfte des römischen Reichs, dank dem griechischen Geiste, höher standen als in der westlichen, so hat die Kirche des Morgenlands damals auch mehr bedeutende Theologen und an der Ausbildung der Kirchenlehre stärkeren Anteil gehabt, als die abendländische. Als im Westen die Germanen das römische Reich zerstörten, wurden diese Völker doch bald für das Christentum gewonnen, und im Laufe des Mittelalters wurde die abendländische Kirche unter dem Papste immer fester zusammenge-

schlossen. Im Morgenland eroberten seit dem 7. Jahrhundert die Araber immer mehr Gebiete, die unter dem oströmischen, in Konstantinopel (Byzanz) residierenden Kaiser gestanden hatten. Diese von Leidenschaft für ihre neue Religion, den Islam, die Lehre Mohammeds erfüllten Araber fürs Christentum zu gewinnen, war jedoch ganz unmöglich; es gelang um so weniger, als die morgenländische Christenheit sich wegen Streitigkeiten über die Lehre von Christi Person mannigfach gespalten hatte. Vielmehr fielen in den von Arabern beherrschten Ländern immer mehr Leute vom Christentum ab, und in einigen fernen Ländern verloren die Christen, durch weite mohammedanische Gebiete von ihren Glaubensgenossen getrennt, jede Fühlung mit der übrigen Christenheit, so die Thomaskristen in Indien und die abessinische Kirche. In der zweiten Hälfte des Mittelalters ward das christlich-östliche Reich vollends durch die Türken immer mehr eingeschränkt, bis sie ihm, 1453 Konstantinopel erobernd, ein Ende machten. Zwar erhielt sich unter dem Patriarchen von Konstantinopel christliches Kirchenwesen in der Türkei, aber die morgenländische Kirche wäre sehr unbedeutend geworden, wenn sie sich nicht inzwischen mächtig nach Norden hin ausgedehnt hätte; sie gewann die meisten slawischen Völker, vor allem die Russen. Nur die westlichsten Slaven, die Polen, Litauern und Kroaten schlossen sich nicht an Konstantinopel, sondern an den Papst in Rom an; zwischen abendländischen und morgenländischen Missionaren kam es darüber zu mancherlei Streitigkeiten.

Schon lange hatte es zwischen der abendländischen und der morgenländischen Kirche Mißhelligkeiten gegeben. Teils tritt man sich um Verschiedenheiten der gottesdienstlichen Bräuche und der Kirchensttte; im Abendland ward vom Papst die Ehelosigkeit der Priester durchgesetzt, im Morgenland sind die niederen Geistlichen verheiratet, nur die höheren, die Bischöfe usw. nicht. Wichtiger aber ist anderes gewesen, vor allem, daß im Morgenland das Christentum eine nationale Sache geworden und geblieben war, die Kirche Volkskirche und Staatskirche; der Zar regiert die russische Kirche; der Patriarch von Konstantinopel ist immer ganz in der Hand der byzantinischen Kaiser gewesen; ja er ist noch heute in der Hand des Sultans und wird oft von ihm abgesetzt, obwohl der kein Christ ist! Die katholische Kirche des Abendlandes dagegen ward international, der Papst wollte die ganze Christenheit regieren, die abendländische Kirche ward römisch-katholisch, und er war zeitweise mächtiger, als alle weltlichen Herrscher. Die morgenländische Kirche wird bei uns oft griechisch-katholisch genannt, der Name ist aber falsch. Der Patriarch von Konstantinopel, der ein Grieche ist, herrscht nicht etwa über die ganze Kirche, wie der Papst über die abendländisch-katholische; auch nennt sich die morgenländische Kirche nicht griechisch, sondern orthodox, d. h. rechtgläubig. Das ist ihr Stolz, daß sie immer die Ueberlieferung treu und streng festgehalten habe; die Abendländer gelten ihr als Neuerer, Ketzer. Mit diesen Gegensätzen verband sich der Rangstreit der Bischöfe von Rom und Konstantinopel. Nachdem schon früher mehrfach Spaltungen eingetreten waren, bannten beide sich 1054 gegenseitig; die kirchliche Gemeinschaft zwischen Abendland und Morgenland hörte auf. Von Rom her hat man immer wieder versucht, die morgenländischen Christen zu gewinnen, im Guten oder mit Gewalt, und namentlich auf österreichischem Boden gibt es „unierte“ morgenländische Christen, d. h. solche, die den Papst als Oberhaupt anerkennen, denen man aber dafür von Rom aus zugestanden hat, daß sie ihre eigene Kirchensttte und -sprache behalten (so sind z. B. hier die Priester verheiratet). Doch zählen diese Christen nur etwa 5 Millionen, die übrigen morgenländischen dagegen, die von Rom nichts wissen wollen, 130 Millionen. (Zum Vergleich sei bemerkt, daß es etwa 200 Millionen Protestanten, gegen 300 Millionen römische Katholiken gibt.) Prinz Max von Sachsen, römischer Priester, hatte vor einigen Jahren in einem Aufsatz zugestanden, daß man von Rom aus oft unrecht gegen die morgenländischen Christen gehandelt habe; bekanntlich wurde er deswegen vom Papst scharf getadelt und zum Widerruf gezwungen. Die Hoffnung, die man in Rom hat, durch den neuen Staat Albanien, in dem es eine zahlreichere römisch-katholische Bevölkerung geben wird, Einfluß auf die morgenländische Christenheit zu gewinnen, dürfte vergeblich sein.

Wir sollen aber nicht meinen, die morgenländischen Christen stünden, weil sie den Papst nicht anerkennen, uns näher, als die römischen Katholiken. Nein; weil sie so streng an aller Ueberlieferung festhalten, ist ihr Gottesdienst heute noch viel mehr eine Sammlung alter, dem Volk unverständlicher Bräuche, als es der römisch-katholische ist; gepredigt wird im Morgenland noch weniger. Es fehlt im morgenländischen Christentum nicht an sittlichem Ernst, nicht an Männern und Frauen voll selbst-

verleugnender Nächstenliebe, wenn auch die Art, wie z. B. der bekannte russische Dichter Tolstoi buchstäblich die Worte der Bergpredigt vom Unrechtleiden befolgt wissen wollte, uns als verstiegen, nicht dem hohen, freien Sinne Jesu entsprechend erscheint, und das morgenländische Mönchtum, daß sich noch strenger von der „Welt“ zurückzieht, als das römische, und demgemäß noch fremdartiger anmutet. Für weiteste Kreise des Volkes aber besteht dort das Christentum im Mitmachen der kirchlichen Zeremonien; im übrigen lebt man in Unbildung und Rohheit dahin. Der Russe fastet vor Ostern streng, hernach ißt und trinkt er aber um so unmäßiger. So ist das Christentum hier nicht eine Macht des Fortschritts. Viele aus diesen Völkern werfen, wenn sie abendländische Bildung kennen lernen, allen Glauben fort, weil sie Religion eben nur in der rückständigen Form ihrer heimischen Kirche kennen. Reformen in diesen Kirchen vorzunehmen, wird überaus schwierig sein.

Zum Schluß ein Wort über den äußeren Bestand des morgenländischen Christentums. Zu scheiden sind drei große Gruppen: die wichtigste ist die orthodoxe Kirche im engeren Sinne, dazu gehört vor allem die russische Staatskirche mit etwa 100 Millionen Angehörigen, daneben die Staatskirchen der Balkanländer: Rumänien, Bulgarien, Griechenland usw., einige Millionen nicht mit Rom Unierte in Ungarn (Rumänen und Serben), die dem Patriarchen von Konstantinopel unterstellten Christen (meist griechischer Nationalität) in der Türkei (die Bulgaren in Mazedonien standen schon bisher unter einem besonderen „Exarchen“); vollends unbedeutend sind die sogenannten Melchiten in Ägypten und Syrien, d. h. die Christen, die hier noch zu Konstantinopel halten. Die Mehrzahl der Christen hier haben sich als sogenannte Monophysiten in den oben erwähnten Bekehrtheitigkeiten über das Wesen Christi schon um 500 von Konstantinopel getrennt, doch sind auch sie nur noch wenige; bedeutender sind die monophysitischen Kirchen Armeniens (das heute politisch zwischen Türken und Russen geteilt ist) und Abessinien (dieses Reich im Süden von Ägypten hat bisher, namentlich den Italienern gegenüber, seine Unabhängigkeit behauptet). Eine ganz andere Stellung nimmt die dritte Gruppe ein, die der russischen Sekten; teils handelt es sich hier um Widerspruch gegen geringe Änderungen, die am Gottesdienst in der Staatskirche vorgenommen wurden, teils um seltsame Ideen vom Weltgericht und besonderer Heiligkeit, teils um protestantische Einflüsse, besonders solche deutscher und englischer Gemeinschaftsleute, Stundenhalter (Stundismus).

Im ganzen bietet uns das morgenländische Christentum das Bild der Erstarrung; aber wer vermag zu sagen, ob und wie es lebendiger werden mag? Gottes Geist weht, wo er will.

Verschiedenes.

Die evangelische Sammlung der Nationalspende für die Missionen hat am 1. Juli ihren Abschluß erreicht und, soweit bisher bekannt — es laufen noch täglich Beiträge ein — das erfreuliche Ergebnis von 3 207 513 Mark gebracht. Am Tage des Regierungsjubiläums wurden dem Kaiser von evangelischer Seite 2 503 486 Mark übergeben; es sind also bei den Dantogottesdiensten und anderen Veranstaltungen der Jubiläumstage selbst noch 704 027 Mark einkommen. Der evangelische Ausschuß des Zentralkomitees hat beschlossen, allen Gebern und Sammlern, vor allen den Landes- und Provinzialausschüssen seinen herzlichsten Dank auszusprechen und außerdem noch einen öffentlichen Dank an die deutsche Presse zu richten für ihre wertvolle und wirksame Förderung des deutschen Missionsgedankens. Ein Verteilungsplan wird dem Kaiser eingereicht werden, der über die Verwendung der Summen endgültig entscheidet. Mit besonderer Freude und Genugtuung begrüßen wir den Entschluß des Arbeitsausschusses, sich als Komitee zu konstituieren, welchem es obliegt, eine Organisation zu schaffen, die dauernd die Teilnahme für die deutsch-evangelischen Missionen in unserem Volke wecken und damit die ideale Seite der Aufgaben der Nationalspende fortsetzen soll.

* * *

Die deutsche evangelische Seemannsmission hat in den größeren und verkehrsreicheren Welthäfen über 200 Stationen mit mehr als 150 Berufsarbeitern, darunter 34 Seemannspastoren und 55 Seemannsmissionaren und Hausvätern. In den 31 Seemannsheimen wohnten letztes Jahr über 17 500 Seeleute in rund 125 000 Schlafnächten. Der Verkehr in den 52 Besatzimmern überschritt die Zahl von 240 000 Besuchern. An den

Gottesdiensten und Bibelfunden nahmen über 34 000 Seeleute teil, an den Unterhaltungsabenden rund 30 000. Die Besucher der Heime empfingen und schrieben etwa je 60 000 Postkarten. Durch 12 Feuerstellen wurden rund 6500 Stellen vermittelt. Die Pastoren und Missionare machten reichlich 11 000 Krankenbesuche und über 45 000 Schiffsbesuche. Die Summe der den Stationen anvertrauten Feuerersparnisse ist letztes Jahr auf 1½ Millionen Mark gestiegen, das sind 450 000 M. mehr als im Vorjahr. Etwa 700 000 M. wurden in die Heimat gesandt. Die hier aufgeführten Zahlen sind ein Beweis für den geistigen wie den materiellen Segen, den die Seemannsmission ihren Schutzbefohlenen bringt. Ein gutes Stück deutsch-evangelischen Lebens, das in der Fremde so leicht verloren geht, wird hier dem Mutterlande und der Heimatkirche durch treue Seelsorge und Pflege erhalten.

Marconi ein evangelischer Christ. Als bei Gelegenheit der Titanicatastrophe durch schnelle Funkenbuchverbindung mit anderen Schiffen die Rettung vieler Passagiere ermöglicht wurde, wies die katholische Presse mit Stolz darauf hin, daß der Erfinder der drahtlosen Telegraphie, Marconi, zugleich „ein König der modernen Technik und ein tiefüberzeugter Katholik“ sei. Die Freude der Katholiken, einmal einen Großen der Wissenschaft in ihrem Lager zu besitzen, verstummte bald vor der Feststellung, daß der weltberühmte Erfinder als Angehöriger der Waldensermission ein evangelischer Christ ist. Nun erhält die „Apologetische Rundschau“ (Februar 1913, S. 194) auf eine Anfrage beim Erzbischöflichen Ordinariat in Bologna am 25. Januar d. J. den Bescheid, „daß Marconi, soweit dem Ordinariat bekannt, niemals zum Protestantismus übergetreten ist.“ Das glauben wir gern; denn nach der durchaus zuverlässigen Auskunft des Waldenserpastors Paolo Galvino in Lugano ist Marconi niemals Katholik gewesen, sondern mit Einwilligung seines allerdings katholischen, aber liberalen Vaters von seiner Mutter, einer überzeugten Protestantin, im evangelischen Glauben erzogen und in Livorno durch den Waldenserpastor Giuseppe Quattrino konfirmiert worden. Noch heute bekunden der geniale Erfinder und seine Gattin ihr lebhaftes Interesse für die evangelische, zumal die Waldensermission, vor welcher letzterer Marconi als von „seiner lieben Waldenser Kirche“ mit Dankbarkeit und Ehrfurcht zu sprechen pflegt.

Zeppelin vollendete am 8. Juli sein 75. Lebensjahr. Mancherlei sagte er an in seinem Leben. Aber was immer er anfasste, das führte er bis zum Ende mit zäher Willenskraft durch. Vom Fünfundzwanzigjährigen hörte man, daß er bei den nordamerikanischen Bundeskriegen kämpfte. Waghalsig durchschwamm er die Wasserfälle des Niagara. Mit knapper Not entkam er der Gefangennahme oder dem Tod, der ihm durch die Reiter General Stuart drohte. In einem Fesselballon beobachtete er die Stellung des Feindes und vielleicht damals schon blitzten die Gedanken an den heutigen Zeppelin in ihm auf. Dann durchstreifte er die Urwälder Südamerikas. Zurückgekehrt in die Heimat und in seine Offizierslaufbahn, vollbrachte er im großen Kriege sein weltberühmtes Reiterstück durch den Hagener Wald am 25. Juli 1870, wo er als württembergischer Generalstabshauptmann eine Patrouille führte, im Scheuerlenhofe überfallen wurde, und auf einem französischen Dragonerpferd als einziger Überlebender mitten durch den Feind dem Hauptquartier wichtige Meldungen überbringen konnte. In den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts war er Bevollmächtigter beim Bundesrat, 1890 General der Kavalleriebrigade in Saarburg, bis er ein Jahr später als Generalleutnant vom aktiven Heeresdienst auschied und als 53jähriger Mann sein eigentliches Lebenswerk begann, das ihn nach unsäglichem Mühen und Mißerfolgen zu dem machte, als was wir ihn heute kennen: zum „König im Reich der Lüfte“. Im Jahre 1900 „flog“ der erste Zeppelin vom Stapel, am fünfundsiebzigsten Geburtstagsfest des Grafen stieg das zwanzigste moderne Luftschiff in die Lüfte. Was aber Zeppelin unserem Volkstum gegeben hat, nicht nur durch den Zeppelingedanken der „Lüfte“, sondern besonders auch durch das Vorbild seines Lebens, das kann ihm nicht genug gedankt werden! Wir freuen uns insbesondere, daß wir in unserer vielfach gottentfremdeten Zeit in dem Jubilar einen aufrechten Mann begrüßen dürfen, der aus seinem Christentum nie ein Hehl gemacht hat.

Für den Familientisch.

Gretentwäschen.

Von E. Bayer.

Fortsetzung.

„Ja Herr,“ sagte die Schäferfrau eifrig, „wenn bei irst brad't up de Schöttel liggt, denn stahn sei förl irst von den Disch up.“ „Natürlich“, brummte ihr Mann im Hintergrund und sah auf die gegenüberliegenden Häuser, „bet hei s'ck de Tähnen stump bäten hett.“

Und nun ging das Gespräch hin und her, der Schäfer ließ es sich nicht nehmen, seine Weltweisheit wenigstens für sich und seinen Hund dazwischen zu streuen.

„Warum ist denn dieses Tier allein so groß?“ fragte vorstichtig der Fremde, „es ist wohl schon alt?“

„Min leiw Herr,“ entgegnete die Schäferfrau „überlegen bi uns wassen die Gänse man so lang, bet sei utwaffen sünd nachher hollens up, un wenn sei twintig Johr wülden.“

„Warum sind die andern Gänse hier denn so klein?“

„Ja, dor möten unsern Herrgott na fragen, bei hett jo so manches tau verantworten. Sei kamen ok all'n bäten lat, de größten söcht sich jedwerein toirst rute, bei sünd all weg.“

„Nun nehmen sie es nicht übel, man muß doch allen Dingen auf den Grund gehen,“ sagte der Fremde begütigend, und der philosophierende Schäfer im Hintergrunde setzte brummend seinen Satz fort: „Dat säd bei Stirnkiefe ok, dor föll hei in'n Soot.“ „Ich glaube ja nicht, daß Sie mir etwas vorlügen wollen,“ schloß der Fremde.

Nun warf sich die Schäferin in Postur: „Ja? Sei wat vörleigen? Son netten Herrn? Dann müßt id jo gor kein Gewissen hewwen.“ „Derre so ein, wo man mit'n Fäuder Heu in unwenen kann,“ ließ der Schäfer einfließen. „Seggens mal, mei leiw Herr,“ fuhr die Frau fort, „kennen Sei denn äwerhaupt wat von Gänse? Bäl woll nicht. Kieffens mal, bei, wecke de Bein son bäten inwärts setten, das sünd de Jungen, bei hewwen s'ck de Schau noch nich önlich utpeddt. Un denn mötens immer recht up de Snabelspiz achten, sehn's mal so as dees.“ Und nun zählte sie alle Merkmale auf, die alten und jungen Gänse gemeinsam sind.

Der Fremde sah sich um, und als er bei den übrigen Gänsen, die gekauft wurden, von denen er also annehmen konnte, daß sie den diesjährigen Nachwuchs darstellten, die genannten Zeichen sah, ward er sicher.

„Nun, ich wills Ihnen glauben, daß die Gänse noch jung ist.“

„So wahr, as id hier vör Sei stah,“ rief die Frau dazwischen.

„Und nun sagen Sie mir, was soll sie kosten?“

„De lütten kähnen Sei vör föß Mark hewwen, de grot kost acht.“

„Ei, ei, da unten forderte man nur 5 Mk.“

„Dor unnen? Wo dei Strudörper und dei Melhagen-schen stahn? Ja, dor köpens man. Dat is all tohop de tweede Satz, den isten hewwen bei all vör acht Tag verköfft; köpens doch jo dorvon, und denn bringen Sei ehr leiw Fru'n lütten Bagelburken glit dortau mit, sön lütt Diert mag ja wol nich tau brufen.“

„Ich will Ihnen sieben Mark geben,“ handelte der Fremde.

„Wo sünd Sie eigensinnig,“ meinte die Schäferfrau dagegen, und ihr Mann brummte: „Ja, dat säd de Hahn ok taum Madding, as bei em in Snabel häng un s'ck noch in'n Knuppen flög.“ „Ich will gegen frömde Herren nich so sin,“ fuhr die Frau unbeirrt fort, „süs kamen Sei uns nich mal wedder. Denn gewens man säben Mark her.“

„Sie müssen mir das Tier aber ins Hotel liefern,“ bedang sich der Fremde aus.

„Hesse,“ wandte sich die Frau an ihren Mann, „wat reißt du eigentlich un snackt blot mit den ollen narschen Hund, tum mal her un driv de Gänse achter den Herrn her.“

„Driven lett bei s'ck nich,“ sagte der Mann voll Unbehagen.

„Denn nimmt du's innern Arm,“ entschied die Frau.

„Ich heww min Rockslipp nich versichert,“ wandte der Mann ein.

„Du läßt noch eigensinniger as din öllste Buck,“ sagte die Frau und steckte ihm den schnell ergriffenen Michel unter den Arm.

„Ja, ja,“ brummte in sein Schicksal ergeben der Schäfer, „Wasser, frieg du man irst, denn warst du den Stiert hängen laten. Na, denn man tau, Herr. Dit is so ein, bei lät s'ck nich unter de Mütz fangen.“

Der Fremde ging, und Hesse wandte sich, den heftig mit den Füßen zappelnden und mit dem Schnabel schnappenden Gänserich mühsam bezwingend, an seine Frau. Wo kannst du sagen: So wahr as id hier vör Sei stah?“

„Ich stünn jo nich vör em, id stünn jo man vör min Gänse,“ versetzte die Frau. „Du äwer spaud di, bet du em ut de Kund kümmt. Ich will min Gänse ok rasch verköpen. Int Hotel wardens Michel ok kennen un den Skirl naug brüden, hei is kumpabel und bring em mi wedder.“

Die Schäferfrau war klug und kannte ihre Altküchter. Kaum hatte ihr Mann Gretentwäschen's Michel im Hotelhof abgeliefert, als mit Windeseile sich die Nachricht von dem Handel in der Stadt und auf dem Markte unter den Eingeborenen verbreitete, und mit unendlichem Behagen machte man sich daran, dem Fremden die Altküchter's Ueberlegenheit aufzudrücken. Nicht genug, daß man empfehlen wollte, oder daß man ihm riet, sich bei Zeiten nach einem Zahnarzt umzusehen, der ihm ein neues Gebiß liefern könnte, wenn er seine Zähne an Michel verbracht hätte, nein, nach dem der Herr von den Angriffen ärgerlich auf sein Zimmer geflohen war, wo er seinen Vorwitz verwünschte, schickte man ihn den Kellner hinaus mit der Meldung, drunten im Gastzimmer wäre jemand, der geneigt wäre, Michel aufs Altenteil in Kost zu nehmen. Man rief Frau Strusow von der Straße und erzählte ihr ernsthaft, auf Nummer 5 wohne ein Landmann, der eine vorzügliche Zuchtgänse, die nun schon fünfmal 18 Eier ausgebrütet hatte, verkaufen wollte. Die Frau stieg hinauf und kam sehr schnell, über Grobheit schimpfend wieder herunter.

Der Doktor hatte sich am Morgen früh aufgemacht, um sich nach Michel umzusehen, denn er gedachte ihn anzukaufen und Anna mit dem Wiedererscheinen eine freudige Ueberraschung zu bereiten. Unterwegs wurde er wiederholt von Tagelöhnerfrauen in Anspruch genommen, die ihm erzählen wollten wie es seinen Kranken in ihrer Familie erginge. Er hatte sie sonst wohl angefahren und auf sein Zimmer bestellt, heute war er froh gelaut und stand geduldig Rede in der festen Zuversicht, daß kein Mensch daran denken würde ihm Michel wegzukaufen.

Als er ankam, hatte die Schäfer'sfrau schon ihren Platz geräumt, er konnte von dem benachbarten Verkäufer nur noch den Abschluß des vorteilhaften Geschäfts erfahren, und seine gute Stimmung wurde plötzlich sehr herabgedrückt. Er bat den alten Mayer, der seine kurze Pfeife im Munde, sich von den Anstrengungen des Tages erholte und der einzige Müßiggänger in der Nähe war, doch einmal bei dem Fremden anzufragen, ob er nicht gewillt wäre, den Gänserich wieder abzustehen, und gab ihm Vollmacht, um jeden Preis das Geschäft abzuschließen. Der Alte zog in Erwägung, daß die Arbeit keine allzugroße wäre und daß immerhin ein Vorteil für ihn abfallen würde, nickte, stampfte die Straße entlang im Gefühl einer großen Aufgabe und stolperte nach Erfragung von Nummer 5 die Treppe hinauf.

Kaum hatte er etwas von seiner Absicht verlauten lassen, als der Fremde heftig aufsprang und rief: „Herr, scheren Sie sich sofort hinaus, oder ich lasse Sie hinauswerfen.“ Ganz verdutzt sah der Alte ihn mit offenem Munde an, und im sichern Bewußtsein, daß ihn bisher noch niemand für einen gefährlichen Menschen gehalten hätte, sagte er: „Wat? mi rausmilen? Ich bün jo oll Arbeitsmann Mayer ut de Schosterstrat.“ „Mir ganz gleich,“ schrie der andere, „ich lasse Sie durch einen Gendarmen rauswerfen.“ „Döch'n Schandohr, Herr?“ widersprach Mayer. „Ich bün Altküchter's Bürger un lat mit blot von'n Stadtdiener rausmieten. Un id fall Sei jo blot fragen, ob Sei nich den Ganten an unsen Doktor verköpen willn.“

„Ein verrückter Mensch,“ zischte der Fremde und stampfte mit dem Fuße. „Jowoll, Herr, dat segg ic of,“ stimmte Mayer bei, „ganz richtig mag dat mit em nich sin, äwer hei will dat jo. Und bör den Ganten will ic Sei säben Mark wedder gewen.“

„Ein Idiot,“ sagte der Fremde, indem er den Alten, der mit seiner unveränderlichen Miene, dem unrafferten Gesicht, der schmierigen Mütze auf dem Kopfe vor ihm stand, musterte und unwillkürlich milderte sich seine Stimmung. „Nih nog?“ fragte Mayer. „ich will noch söftig Benning taulegen. Sall ic em nu furts mitnehmen?“

Diese Beharrlichkeit entwaffnete den Zorn des Gereiften er ließ mit sich reden und freute sich schließlich, daß er seine Auslagen mit Nutzen wieder erhielt, obgleich seine Ansichten über den Verstand der Altsfätter nicht wesentlich gebessert waren. Mayer aber überlegte, ob er das Recht hätte dem Doktor gegenüber abermals fünfzig Pfennige aufzuschlagen und schritt über seine Brüder seufzend und seinen Unterkiefer gleichsam zum Zermalmen seiner schweren Gedanken unaufhörlich bewegend, viel angestaunt mit Michel über die Straßen zum Hause des Schäfers.

Der Doktor war langsam durch das Gedränge bis in die Nähe von Gretenwäschen's Haus gekommen. Ihm klopfte wiederum das Herz freudig, als er von ferne schon Anna auf dem Bürgersteige erblickte wie sie mit sichtbarem Vergnügen den Vorgängen auf dem Gänsemarkte folgte. Sie hatte sich herrlich entwickelt. Schön und frisch war ihr Aussehen, und hell leuchtete es in ihren Augen auf wenn sie einen Bekannten erblickte. So hatte sie ihm vorgegaukelt in seinen Gedanken manchen Tag manche wache Stunde des Nachts. Gewiß, sie war zurückgekehrt, wie sie beschlossen hatte. Aus diesen Augen war schon manchmal ein Sonnenstrahl über sein finsternes Dasein gefallen, bei ihr stand es nun, was er heimlich zagehend sehend gedacht, den vollen Sonnenschein über sein Dasein zu breiten oder . . .

Jetzt wandte sie sich um und sprach angelegentlich mit einem jungen Manne, einer kraftvollen Erscheinung von selbstbewußter Haltung und mit blühenden Augen. Er hatte hinter ihr auf einer Stufe Platz gefaßt um weithin das Gewühl übersehen zu können. Er rief ihr ein Scherzwort zu. Sie lachte, aber dem Doktor fuhren die glockenhellen Töne plötzlich wie ein Messer durch das Herz. Dann faßte sie den statlichen Mann bei der Hand und zeigte auf etwas, eine drohlige Szene im Gänsehaufen, beide lachten, jetzt aber rief sie mit freudiger Erregung: „Herr Doktor, Herr Doktor!“, winkte dem langsam Herankreitenden zu, flog ihm entgegen, indem sie ihren Begleiter hinter sich herzog. Plötzlich blieb sie errötend und verwirrt stehen und konnte kaum die rechte Weise zur Begrüßung finden. „Hier ist Mutting ihr Emil, unser Emil, den wir so lange Jahre erwartet haben,“ sagte sie endlich. „Und da steht unser größter Wohltäter Emil,“ setzte sie in gesteigerter Bewirrung hinzu. Beide Männer sahen sich an, der Doktor warf dem so oft Genannten unwillkürlich einen feindseligen Blick zu. Es durchzuckte ihn ein furchtbarer Gedanke schnell wie ein Blitz, und der schlug auch mit einem Schlage sein in süßem Traumleben errichtetes Gebäude in Stücke. Darauf hatten Emils Andeutungen in seinem Briefe an Gretenwäschen und seine Erwähnung, daß er ein sicheres Brot habe, abgezielt. O, ein Narr, ein blöder Narr der das nicht hätte kommen sehen, Gretenwäschen's Pflegetinder mußten sich zusammenfinden. Aber daß es so schnell gekommen war, lähmte des Doktors Gedanken, daß er kaum wußte, was er tun sollte.

„Wohltäter?“ sagte er kurz. Es ärgerte ihn das Wort. „Narrenpossen! Ich gratuliere übrigens.“ Emil bezog den Glückwunsch auf die von ihm übernommene gute Stellung auf der Hamburger Werft, dankte vergnügt und lud den Doktor unbefangen ein, Gretenwäschen zu begrüßen.

Obwohl die sich's versah, stand er vor der Alten und fand sie durch die Freude an ihren Kindern wie um zehn Jahre verjüngt. Aber er konnte sich nicht überwinden ihr das zu sagen. Stumm und nach Fassung ringend trat er an das Fenster und trommelte an die Scheibe, wandte sich ab, als die Menschen von draußen auf ihn aufmerksam wurden, und stand plötzlich wieder vor Anna. Abermals sahen ihn die großen Augen an, die schon in dem Kinde ihn angezogen hatten, die an jenem verhängnisvollen Weihnachtsabend im Schimmer der Lichter des Tannenbaums wie der Morgenstern eines neuen Lebens ihm geleuchtet hatten. Sie nahmen ihn wieder in ihren Bann. War es möglich, daß diese Sterne einem andern strahlen sollten? Welche finsternen Schatten stiegen da herauf. Er hätte mit den Zähnen knirschen mögen, hätte den Mann, der da mit

Gretenwäschen so harmlos scherzte, zertreten mögen. Sahen ihn die Augen noch immer an? Faßte da gar eine warme Hand seine schlaff herunterhängende Rechte?

„Ich möchte Ihnen noch herzlich danken, Herr Doktor,“ sagte Anna, „daß Sie für mich in den letzten Jahren so überreichlich gesorgt haben. Ich habe glückliche Zeiten in Barentin verlebt und viel gelernt.“

Nun, denke ich, soll es mir bald mit Emils Hilfe gelingen, Mutting ein recht sorgenloses Alter zu bereiten.

„Sachte, sachte, Fräulein Ruffmann,“ sagte der Angeredete frostig und zog seine Hand zurück, „Sie sind ja merkwürdig . . . zufräulich in Barentin geblieben.“

Da trat Anna einen Schritt zurück und entgegnete mit bebenden Lippen: „Das war kein schöner Scherz, Herr Doktor.“

„Soll's auch nicht sein,“ sagte er, mit Mühe sich fassend.

„Was tat ich Ihnen,“ fragte sie totenbläß, „daß Sie glauben, mich so herbe zurückstoßen zu müssen?“

„Mir?“ sagte er jetzt, über sich und alle Welt erbittert, „o nichts, Fräulein Ruffmann durchaus nichts. Ich bin ja daran, gewöhnt, daß man nicht an mich denkt, ich habe auch niemals Ansprüche auf Rücksichten gemacht. Gar nichts! Hören Sie es denn nicht? Was sehen Sie mich denn so an? Ich wünschte Ihnen ja alles Glück in den neuen Verhältnissen.“

Er schrie es fast, so daß Gretenwäschen rasch vortrat, als müßte sie Anna schützen. Weg war er, zur Tür hinaus ohne Lebewohl, Gruß und Händedruck. So ging er zum erstenmal, seitdem er dies Haus betreten hatte, und zwar mit dem Bewußtsein, dauernd ein Schranke hinter sich aufgerichtet zu haben. Die Erinnerung an die glücklichen Augenblicke, die er in jenen traulichen Räumen verlebt hatte, bereitete ihm unerträgliche Pein. Dabei merkte er nicht, daß er immer an sich dachte und nichts fragte, daß er edle, schuldlose Menschen in Bestürzung und Ratlosigkeit zurückließ und ihnen in der Selbstsucht und Rücksichtslosigkeit des eigenen Schmerzes bitteres Herzeleid bereitet hatte.

Anna hatte längere Zeit starr, wie gedankenabwesend, ihm nachgesehen, sich dann umgewandt und getroffen von den teilnehmenden Blicken der Mutter, laut aufschluchzend sich in deren Arme geworfen. Die Alte durchlebte in Kummer den Tag, der der glücklichste ihres Lebens hatte sein sollen. Des Doktors Benehmen ließ in Emil heimlich den Gedanken aufkommen, als wäre er einem Unzurechnungsfähigen nahe gewesen. Den wahren Grund für dessen Verwandlung erriet niemand.

Der alte Mayer trat zu den Schäferleuten und zeigte ihnen zu ihrem höchsten Erstaunen triumphierend seinen Michel. „Bist du din Sack of woll ganz gewiß?“ fragte der Schäfer. „Süh, hei hett hütt wedder sin gnitteriges Gesicht upsett, un denn is mit em nich gaud spassen.“

„Ich weit, wat ic weit“, sagte Mayer wichtig.

„Na, denn gah man rup. Awer den Ganten lat hier unnen, t'is naug, wenn du nachher up de Trepp allein dat Gnid breckst. Ich will leiwer hier unnen die upfangen.“

Mayer stieg hinauf, erstattete Bericht von seinem Handel und gab den Uberschuß aus acht Mark zurück. „Dank,“ sagte der Doktor, „hier hewwen sei ein Pfund Tabak, t'is von minen besten.“

„Dat schadt nich,“ lautete die Antwort, „ic heww em all slichter roft. Awer wo sall ic mit den Ganten hen?“

„Taum Düwel, Mann,“ lautete die Antwort des längst Ungebuldigen.

„Jawoll, Herr Doktor,“ sagte Mayer und ging davon. Nach einiger Zeit kam er wieder und stieg trotz der erneuerten Warnung des Schäfers die Treppe hinauf. „Herr Doktor,“ sagte er, „Kopmann Düwel will em of nich hewwen, hei säd, hei hadd keinen Garwehof, un anners as dat Vedder wir von den Ganten nich tau brufen.“

„Badde,“ sagte er zum Schäfer, nachdem er später durch einige Gläser Rummel zur Besinnung gekommen war, durch sein ungewöhnliches Erlebnis ganz beredt geworden. „Badde, as ic noch'n Jung was, dunn tarrte ic mal den ollen Slachter Wischhöfer sinen betchen Hund, un dei richte sic bör mi up un bläkte mi mit sin witten Tänen int Gesicht un fef mi so fänisch an, dat ic dachte, dat wär min letzte Dgenblick. Süh, so wir mi tau Maud, as hei up mi infuhrte. Ich weit mich, wo ic de Trepp runne un in din Stuw rinne kamen bin.“

Da lachte der Schäfer in seiner stillen Weise und sagte: „Ich sall minen Doktor nich kennen. Drink man noch'n Gluck. Ditmal hett hei'n Turr, den'n ward hei fört irst nich los.“

„Wat fang ic nu man mit den Ganten an?“ jammerte Mayer. „Rief mal blot, wo hei mi tauricht hätt. Ich mügt em woll dat Gnid ümdreihn.“ Hier mischte sich die Schäferfrau

ein und jagte: „Schämst du dich? Was kann ich dir dort vor-
bör, das bei dir haben unklug ist. Hört mal, wo ich trampf-
te. Smeerig naug hüft du umme, um to verbarben is an di nicks.
Du letst den Ganten lopen, de Doktor kann em sich jo allein
wedder grippen.“ Gegen diesen Befehl gab es keinen Wider-
spruch. Mit mächtigen Flügelschlag saufte Michel die Straße
entlang, daß seine Füße nicht einmal den Boden berührten,
dann stürmte er mit lautem Geschrei über den sich allmählich
leerenden Gänsemarkt. Einmal nur hielt er an, als unmittel-
bar hinter einem geschlossenen Torwege einige eingesperrte Gänse
schrien, dann aber überwand sein Grauen vor geschlossenen
Pforten, die am Morgen seinen Latendrang beschränkt hatten,
seine Neigung für das schöne Geschlecht, und er machte sich schnell-
trippelnd davon, bis er vor Gretenwäschens Haus anlangte.
Dort trompetete er mit seinem Baß sein stadtbekanntes Signal
um Einlaß. Ihn begrüßte aber durchaus kein freudiger Ruf,
wie er sich entschieden gedacht hatte, er schaute mit schiefgehaltenem
Kopfe bald rechts, bald links, entdeckte Annas tränenfeuchte
Augen und schlich kleinlaut in seinen Stall.

Noch einmal mußte er herhalten, wenigstens im Gespräch,
denn am Abend kam die Schäferfrau, um ihr Geld abzuliefern,
und jetzt erfuhr Anna erst das ihrem Jugendgespielen zuge dachte
Schicksal, dazu aber auch die wundersame Errettung. Neue
Rätsel! Der Doktor hatte es dringend gehabt mit dem Wunsche,
den Gänserich aus der Hand des Fremden zurückzukaufen, da-
ran war nach Mayers Aussagen und nach der vom Doktor ge-
leisteten Zahlung kein Zweifel, und derselbe Mann hatte es
fertig gebracht, in der Stunde, in der er für Gretenwäschens
Haus eine freudige Überraschung plante, dessen stilles Glück zu
stören, und er hatte es nicht einmal für der Mühe wert gehalten,
seine Absicht zu verberben. Was bedeutete es, daß seine glück-
liche Stimmung die sich durch viele Monate nicht geändert, nur
geklärt und gefestigt hatte, mit einem Mal wieder in das Gegen-
teil umgeschlagen war, ja, daß er nach seiner Hauswirts Anschauungen
mindestens doppelt so mürrisch und unzugänglich geworden
war, als früher, ja, daß er endlich gar am Abend, nachdem er
mit seinem Kollegen das nötige verabredet hatte, sich auf dem
Bahnhof begeben und weggerast war, er, der, solange er seine
ärztliche Praxis betrieb, nicht von seiner Stelle gewichen?

Fortsetzung folgt.

Bekanntmachung.

Ein seminaristisch gebildeter evangelischer Lehrer, der
schon eine Reihe von Jahren an deutschen Schulen in
Südbrasilien tätig gewesen, mit Land und Leuten vertraut
ist und über reiche Erfahrungen im Unterrichten verfügt,
sucht passende Stellung.

Auskunft erteilt Pfarrer Mummelthay.

Liebesgaben.

Bei den Missionsfesten in Itajahy und Brusque
gingen ein: In Itajahy in der Kirche 50 \$, von Frau Wittwe
Bauer 10 \$; in Brusque in der Kirche 100 \$, von Willi Krieger
1 \$, Otto Krieger 2 \$, Gruber 5 \$, Graupner 4 \$, Böttger 5 \$,
Fernando Böttger 2 \$, Adolf Bruns 1 \$, Lene Rosenbrock 500
rs., Gustav Bruns 1 \$, Berthold Lübbe 500 rs., Rudolf Krieger
1 \$, Niebuhr 2 \$, Gustav Evers 1 \$, Oskar Krieger 2 \$, Wittwe
Gertrud Krieger 500 rs., Hermann Hort jun. 1 \$, Galm 1 \$,
Otto Renau 5 \$, Gustav Krieger 2 \$, Heinrich Westphal 2 \$,
Steffen 1 \$, Frau Sofie Bauer 2 \$. Allen Gebern erbittet den
Segen unseres Heilandes Jesu Christi, des Herrn und Anführers
der Heidenmission. Pfarrer Hobus.

Kirchennachrichten.

Evangelische Gemeinde Blumenau.

- Sonntag, den 7. September, Gottesdienst und heiliges Abendmahl
in Belha-Tiefe.
Sonntag, den 14. September, Gottesdienst in Blumenau.
Sonntag, den 21. September, Gottesdienst und heiliges Abendmahl
in Itoupava-Monte.
Sonntag, den 28. September, abends 7 Uhr, Gottesdienst in Blumenau.

Sonntag, den 5. Oktober, Gottesdienst und heiliges Abendmahl in
Belhior.

Sonntag, den 12. Oktober, Gottesdienst in Blumenau.

Sonntag, den 19. Oktober, Gottesdienst in Garcia.

Jeden Montag und Donnerstag nachmittag von 2 bis 3 Uhr
wird in der Kirche zu Blumenau Religionsunterricht für die evan-
gelischen Kinder der Regierungs- und Klosterschulen abgehalten.

Pfarrer Mummelthay.

Evangelische Gemeinde Itoupava.

- Sonntag, den 7. September, Gottesdienst in Fideles.
Sonntag, den 14. September, Gottesdienst in Massaranduba, Schule 58.
Sonntag, den 21. September, Gottesdienst in Itoupava Rega, nach-
mittags 2 Uhr in Brago do Sul.
Sonntag, den 28. September, Gottesdienst in Itoupava, nachmittags
2 Uhr Kindergottesdienst.
Sonntag, den 5. Oktober, Gottesdienst in Massaranduba, Schule bei
Witte.
Sonntag, den 12. Oktober, Gottesdienst in Itoupava Rega.

Pfarrer Gabler.

Evangelische Gemeinde Timbo.

- Sonntag, den 7. September, 10 Uhr: Gottesdienst in Carijos. Da-
nach Singen mit den nächsten Konfirmanden. Nachmittags
3 Uhr, Gottesdienst und heiliges Abendmahl in der Ober-
mulde.
Sonntag, den 14. September, Prüfung und Einsegnung der Konfir-
manden in Beneditto novo (Schule Morauer). Im An-
schluß daran heiliges Abendmahl.
Sonntag, den 21. September, Gottesdienst in Timbo. Danach Singen
mit den nächsten Konfirmanden.
Sonntag, den 28. September, Gottesdienst in Rio Abda.

Pfarrer Krause.

Evangelische Gemeinde Badensfurt.

- Sonntag, den 7. September, Gottesdienst in Alto Rio do Testo.
Sonntag, den 14. September, Gottesdienst in Central Rio do Testo,
Schule bei Koch. Nachmittags Jugendunterricht in Badensfurt.
Sonntag, den 21. September, Gottesdienst in Badensfurt.
Sonntag, den 28. September, Gottesdienst in Itoupavazinha.
Sonntag, den 5. Oktober, Gottesdienst in Alto Rio do Testo.

Pfarrer Radlach.

Evangelische Gemeinde Pommerode.

- Sonntag, den 7. September, Gottesdienst in Rio da Luz.
Sonntag, den 14. September, Gottesdienst in Pommerode.
Sonntag, den 21. September, Gottesdienst in Ribeirão Grande.
Sonntag, den 28. September, Gottesdienst in Rio Serro.
Sonntag, den 5. Oktober, Gottesdienst in Rio da Luz.
Sonntag, den 12. Oktober, Gottesdienst in Pommerode.
Sonntag, den 19. Oktober, Gottesdienst in Central Rio do Testo.

Pfarrer Bürger.

Evangelische Gemeinde Brusque.

- Sonntag, den 7. September, Gottesdienst in Brusque.
Sonntag, den 14. September, Gottesdienst in Brusque.
Sonntag, den 21. September, Gottesdienst in Brusque.
Sonntag, den 28. September, Gottesdienst in Brusque.
Sonntag, den 5. Oktober, Erntedankfest und heiliges Abendmahl in
Brusque.
Sonntag, den 12. Oktober, Gottesdienst in Brusque.

Pfarrer Hobus.

Evangelische Gemeindegemeinschaft S. Bento und Humboldt.

- Sonntag, den 7. September, Gottesd. in S. Bento und Wunderwaldstraße.
Sonntag, den 14. September, Gottesdienst in Humboldt.
Sonntag, den 21. September, Gottesdienst in S. Bento und Serrastraße.
Sonntag, den 28. September, Gottesdienst in S. Bento und Bechel-
bronn.
Sonntag, den 5. Oktober, Gottesdienst in S. Bento.
Sonntag, den 12. Oktober, Gottesdienst in Humboldt.

Pfarrer Ortmann.

Verantwortlicher Schriftleiter: W. Mummelthay.

Druckerei des Arwalbots, Blumenau, Santa Catharina, Südbrasilien.